

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Redigirt von C. v. Bodum-Dollfus, prakt. Thierarzt in Wiesbaden.

Nr. 44.

Wiesbaden, den 25. November 1897.

IV. Jahrgang.

Die Sparbüchse des Landwirthes.

Nicht in letzter Linie dient der Misthaufen zur Vertheilung des Fleisches, des Sparfameitfinnes, der Ordnungsliebe, der ganzen Thätigkeit eines Landwirthes, und wenn man einen Hof betritt, auf dem man einen wohlgepflegten Misthaufen und eine richtig angelegte Miststätte sieht, kann man den Besitzer schon von vornherein als einen strebsamen, einsichtsvollen Mann begrüßen. Jeder Misthaufen stellt eine gewisse Menge von Arbeit und Arbeitslohn, und Schaffenslust und Sorge für die Zukunft dar. Der Misthaufen ist nicht eine Spekulation von heute auf morgen, er ist die Sparbüchse, in welche unausgesetzt Einlagen gemacht werden, welche sich mit der Zeit zu einem hohen Zinsen tragenden Capital ansammeln.

Aber leider entsprechen eben die Mehrzahl der Dungstätten nicht den Anforderungen der Erfahrungen und Wissenschaft, wodurch unserer Landwirtschaft jährlich Will. von Mark verloren gehen.

Ein hoher Haufen Mist, auf ebenem Boden hingeworfen mit einigen Feldsteinen gegen die Straße hin abgegrenzt, das ist die Dungstätte, wie sie der Bewohner auf dem flachen Lande kennt.

Ein niedergründender Regen laugt den Mist aus, das ausgewaschene Stroh bleibt zurück und die Jauche, das Werthvollste vom ganzen Dünger sinkt in den Untergrund oder bringt in diesen Strömen zwischen den die Dungstätte umgrenzenden Feldsteinen hervor, sich einen Weg in den Dorfgraben bahnd, und mit ihr fließt mancher Thaler dahin, während man mit geringem Aufwand von Zeit und Geld die werthvollen Dungstoffe, die mit dem Wasser weglaufen oder zuweilen in Lämpeln von Dorfwegen zu sehen sind, sich erhalten könnte.

Das erste was hierzu nöthig ist, besteht darin, daß man den Untergrund der Düngerstätte undurchlässig macht, weil gerade die werthvollen, löslichen Stoffe des Mistes durch das Hineinsickern in die tieferen und benachbarten Erbschichten verloren gehen. Dies kann man z. B. durch Ausmauern von Bruchsteinen oder Ziegeln in Cementmortel erreichen, oder man erzeugt sich noch auf billigere Weise einen dichten Grund durch Auflegen einer Lettschicht oder aus einem Gemisch von Sand, Kalk, klein geschlagenen Steinen und Wasser. An Stelle der Steine lassen sich auch Ziegelsteine oder Steinkohlenschlacke verwenden. Auch der sog. Beton, bestehend aus gleichen Theilen Cement und Kies, ist ein vorzügliches Mittel, einen undurchlässigen Grund zu schaffen.

Die Dungstätte ist ein wenig abschüssig anzulegen, so daß die Jauche entweder nach dem einen Ende oder nach der Mitte zusammenläuft. Hier ist eine Jauchegrube anzubringen, die in der bereits oben beschriebenen Art und Weise gleichfalls wasserdicht zu machen ist. Die Dungstätte selbst ist höchstens 1 Meter tief anzulegen, so daß das Herausheben des Mistes keine Schwierigkeiten macht und mit einer 0,5 Meter hohen Mauer zu umgeben, damit bei Regengüssen einerseits kein Wasser vom Miste ablaufen und die werthvollen Düngerbestandtheile mit hinweggeführt, andererseits aber auch von außen kein Wasser in die Düngerstätte eindringen kann.

Der Deckel des Jauchebehälters ist in der Mitte mit einem Loch zu versehen, in welches die Jauchepumpe eingesetzt werden kann, um von Zeit zu Zeit die Jauche auf den Mist pumpen und diesen dadurch vor dem Verrotten schützen zu können. Besonders beim Pferdemist darf diese Vorsichtsmaßregel nicht außer Acht gelassen werden, da dieser Mist durch zu starke Erhitzung wesentlich an seinem Düngewerthe verliert, andererseits aber durch Ueberhitzung leicht in Brand gerathen kann.

Schließlich ist noch empfehlenswerth, um die Dungstätte herum schnell wachsende Bäume zu pflanzen — Linde oder Platane, auch Kastanien eignen sich am besten hierzu —, welche Schutz vor den Sonnenstrahlen gewähren und die Arbeit des Ueberjauchens wesentlich herabmindern. Wenn es nicht zu theuer kommt, der mag schließlich seine Dungstätte auch überdachen.

Wie der Mist auf der Dungstätte liegt, ist ebenfalls nicht gleichgültig. Liegt er nämlich zu locker, so entstehen Verfaule, die namentlich in der warmen Jahreszeit mitunter ganz bedeutend sind. Man wird ihn deshalb möglichst gleichmäßig ausbreiten und dann fest stampfen oder von Thieren festtreten lassen. Der Dünger bewahrt sich dadurch einerseits selbst die nöthige Feuchtigkeit, so daß er nicht durch Ueberjauchen nachgeholfen werden.

Die Arbeit ist nach alledem keine geringe, aber der Segen wird nicht ausbleiben; denn der Mist ist und bleibt der wirksamste Dünger, der seiner Nachhaltigkeit wegen durch künstliche Düngemittel nur mit großen hohen Geldauslagen ersetzt werden kann. Und diese sind doch auch ungemüthlich und schwellen der oftmaligen Wiederholungen wegen zu viel höhern Summen an, als die sorgfältige Conserverung des Stalldüngers erfordert.

Wesen und Bedeutung der Tuberkulose.

Von v. Bodum-Dollfus, prakt. Thierarzt.

Eines Umstandes muß aber bei der Tuberkuloseimpfung noch besonders gedacht werden, da sie wissenschaftlich besteht, nämlich daß eine wiederholt vorgenommene Impfung die Reaction auslöst, d. h. das geimpfte Thier zeigt kein Fieber, auch wenn es tuberkulös ist, sobald eine zweite Impfung folgt. Der Händler, der ein Stück Vieh verkauft, braucht also dieses Vieh nur zu impfen und daran die Bedingung zu knüpfen, daß der Käufer sich durch Impfung von der Gesundheit des gekauften Thieres zu überzeugen habe, um sicher sein zu können, daß nie eine Reaction eintritt. Es wurde daher bei dem Herbstkongreß der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft die berechtigte Forderung gestellt, daß Tuberkulin nur an Thierärzte abgegeben sei, und daß eine einmal erfolgte Impfung in irgend ein räumlich äußerlich erkennbar gemacht werde. — Wir wollen ferner nur kurz hervorheben, daß der am 9. und 10. Oktober d. J. zusammen gewesene Veterinärath zu Kassel u. A. auf Antrag des Herrn v. Buttlar beschloß hat: „Der deutsche Veterinärath steht in der Zunahme der Tuberkulose der Rinder eine Gefahr sowohl für die Rinderzucht und Schweinehaltung, als auch für das Milch- und Fleisch consumirende Publikum, der nur durch planmäßige Zwangsimpfung mit Tuberkulin verbunden mit einer auf Versicherung begründeten Entschädigung begegnet werden kann.“

Wir sehen hieraus, welchen Werth man der Impfung bezüglich der Erkennung bei Viehzüchtern (Diagnose) zuschreibt, für den Landwirth besteht auch noch die Frage, wie ist es mit einer Heilbarkeit bei Tuberkulose?

Eine Behandlung der Tuberkulose mit Arzneimitteln ist fruchtlos. — Hier heißt es „Krankheit zu verhüten suchen“, durch geeignete Vorbeugung. Sind Thiere der Tuberkulose verdächtig, so sind diese sobald als möglich auszumerzen. Bis zur Ausmerzung sind verdächtige Thiere so zu isoliren, daß sie durch Uebertragung nicht schädlich wirken können. Die Stallung, in der ein verdächtigtes resp. krankes Stück Vieh gestanden hat, ist einer gründlichen Reinigung und Desinfection zu unterwerfen. Die Nachzucht eines kranken Thieres ist unter strengster Observation zu stellen und beim leisesten Verdacht abzuschaffen. Man beherzigt noch, daß man Kälber, Schweine nur mit Milch füttere, die vorher gekocht oder sterilisirt wurde. Man achte ferner darauf, daß man neu gekaufte Thiere nie gleich bei seinem alten Bestand aufstellt, unterwerfe dieselben einer Quarantaine und beobachte alle Maßnahmen, die zur Erkenntniß der Tuberkulose nöthwendig sind. Man nehme als Viehwärter nur gesunde Personen, und lasse gesunde Thiere und etwa verdächtige Thiere von besonderem Personal bedienen. Nur wenn seitens des einzelnen Landwirths streng und gewissenhaft verfahren wird, kann die Ausbreitung der Tuberkulose zur Zeit gehemmt werden.

Allerlei Praktisches.

— Zur Verbesserung der Sämereien. Eine für den Fortschritt auf landwirtschaftlichem Gebiete recht nützliche Einrichtung besteht in Nordamerika, die in kleinerem Maße wohl auch bei uns eingeführt werden könnte. Die Regierung kauft nämlich alljährlich 100 in Amerika unbekannten, anderweitig als gut erprobten Pflanzen größere Mengen Samens und vertheilt sie nach Vorschlägen der Senatoren und Abgeordneten an solche Landwirthe der verschiedenen Staaten, welche zu Versuchen bereit sind. Mehrere Jahre hindurch wurden v. a.

nehmlich die besten Zuckerrüben-Sämereien aus Europa centnerweise bezogen und dadurch der Anbau wesentlich erleichtert. Es ist ein großer Unterschied, ob ein kleiner Farmer sich 10—20 Pfund Samen kommen läßt oder ob die Regierung gleich 30—40 Ctr. beordert. Sie wird reeller und billiger bedient, kann den Samen auf Keimkraft u. untersuchen lassen und vermag im Herbst ein erschöpfendes Bild der Ernten aus zahlreichen Berichten zusammen zu stellen. In diesem Jahre sind wiederum für landwirtschaftliche Untersuchungsstationen, statistisches Bureau und Samen 130.000 Dollar vom Congresse bewilligt und der Minister Wilson hat bereits zum Einreichen von Angeboten aufgefordert. Wie bei allen guten Einrichtungen Mißbräuche vorkommen, so auch hier; verschiedene Landwirthe fanden es außerordentlich bequem, sich auf diese Weise theure Sämereien kostenlos zu verschaffen, und dem früheren Minister Morton wird eine gewisse gutmüthige Nachlässigkeit vorgeworfen; der jetzige Wilson scheint strenger vorzugehen. Im Grunde aber ist das System sehr zu loben, denn Farmer haben zu solchen Versuchen selten Zeit, Lust und Geld; da ist es Sache des Staates, im allgemeinen Interesse nachzu-helfen.

— Düngung und Saatquantum. Es ist bekannt, daß die Pflanzen während der Vegetationszeit mehr Wasser brauchen, weil sie durch ihre oberirdischen Organe bedeutende Mengen von Wasser verdunsten und zum Ersatz mittels ihrer Wurzeln dem Boden entsprechende Wassermengen entziehen, um sich am Leben zu erhalten. Es ist weiter durch zahlreiche Versuche nachgewiesen worden, daß der Acker um so stärker an Wasser seitens der Pflanzen erschöpft wird, je kräftiger sich deren oberirdische Organe entwickelt haben. Es ist deshalb ein Fehler, bei starker Düngung, zumal bei weniger wasserreichem Boden, das Saatquantum zu hoch zu bemessen. Geschieht das, so werden die Pflanzen sehr dicht stehen und sich kräftig entwickeln; sie werden infolge dessen aber auch mehr Wasser brauchen, als der Boden zu liefern im Stande ist, es wird also das Wasser in das Minimum gerathen und trotz reichlicher Düngung wird der Ertrag unbefriedigend sein. Es hat also in diesem Falle eine reichliche Düngung keinen Zweck, denn es kann diese wegen Wassermangels nicht zur vollen Geltung kommen. Daraus folgt, daß man auf dem gedüngten Lande behufs voller Ausnutzung der demselben zugeführten Nährstoffe ein kleineres Saatquantum wählen muß, als unter sonst gleichen Umständen auf dem ungedüngten Boden zur Erzeugung von Maximal-Ernten nöthig ist.

— Spargeldungen im Herbst. Es genügt, wenn die Spargelbeete im Herbst umgegraben und dann der Dünger oben auf gestreut wird; Schnee und Regenwasser laugen letzteren aus und führen die Düngstoffe den Pflanzen zu. Der ausgebreitete Dünger schützt aber die Spargelbeete im Frühjahr gegen allzu großes Austrocknen.

— Wie überwintert man Rettich, rothe Rüben, Kohlrüben? Man schlägt sie in Mieten ein, und setzt auf etwa 1 1/2 Meter Entfernung einen Luftpfehl ein, welcher oben hervorsteht. Zwecks besserer Luftzufuhr umbinde man den Pfahl mit Stroh. Die Höhe solcher Mieten richtet sich nach der Breite. Das Gemüße wird dann so hoch geschüttet, daß es nachförmig abfällt. Alle diese Sachen belegt man dünn mit trockenem Stroh und bedeckt sie darauf mit Erde, bei strenger Kälte legt man noch etwas Laub darüber. Die angebrachten Luftpfähle müssen aber stets frei bleiben.

— Durchwintierung der Endivie. Dieselbe fault so leicht, wie kein anderes Gemüse. Man nehme einen Theil mit Wurzeln heraus und hänge sie, Kopf unten, in Keller an Bindfäden auf. Den größeren Theil jedoch schlage man im Mistbeet oder in einer Grube ein, und zwar ungebunden. Nach Bedarf binde man und nehme heraus. Man muß die Endivien jedoch, so oft es die Witterung gestattet, durchpugen.

— Winter-Porree wird in den Saatkasten gesät und später in Rahmen auf 5 Centimeter Weite verpflanzt, wo er sich den Winter hindurch bis zum Frühjahr hält.

— Zum Anbau der Lupine muß das Feld frei sein von Wurzeln und Samenunkräutern, insbesondere von Quacken, da diese während der ersten Vegetationszeit der Lupine leicht die Oberhand gewinnen und jene unterdrücken würden.



Er scheint jeden
Donnerstag,

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



Nr. 47.

Wiesbaden, den 25. November 1897.

II. Jahrgang.

Unter Schwiegermüttern.

Humoreske von Clodwig Goldern.

Nachdruck verboten.

Alfred und Emma liebten sich, wie nur ein neuvermähltes Paar sich lieben kann — so innig, so selbst- und weltvergessen, so treu und so sterbenslangweilig für alle andern. Alles hatte sich vereinigt, um ihr Glück aufbauen zu helfen; außer der gegenseitigen Neigung günstige Vermögensverhältnisse und die Zustimmung der beiderseitigen Mütter — denn Alfred wie Emma waren von väterlicher Seite verwaist.

Die beiden Mütter, jetzt Schwiegermütter, hatten, jede auf ihre Weise, gewetteifert, das Glück ihrer Kinder zu begründen und dem Pärchen das reizendste Heim bereitet, über welches ein junger Hausstand je verfügte. Dieses ward allerdings erst nach der üblichen Hochzeitsreise bezogen und nachdem die Neuvermählten sehnhaft geworden, erschienen an bestimmten Abenden regelmäßig die beiden Schwiegermütter zu Besuch, um sich an dem Glück ihrer Kinder zu weiden. Und die beiden alten Damen vertrugen sich sehr gut, so grundverschieden sie in ihrer äußeren Erscheinung und ihrer ganzen Wesenheit auch waren.

Emmas Vater war ein reicher Fabrikant gewesen und seine Wittwe, eine gutmüthige, heitere und wohlgenährte Frau, bot den Eindruck einer behaglichen, durchaus schlicht bürgerlichen Erscheinung, während Alfreds Mama, von altadeliger Abkunft und im Vollgefühl ihrer Würde als Geheimrathswittwe, schon in ihrer äußern Erscheinung den Stempel der Vornehmheit trug.

Während Emmas Mutter oft laut lachte und scherzte und hie und da manch gut gemeinte Verbeißerei von ihren vollen Lippen fiel, verhielt Alfreds Mama bei aller Herzlichkeit sich stets etwas zurückhaltend, wozu ihre schlanke Gestalt in den knisternden Atlaskleidern gar wohl stimmte. Sie bot mit ihrem feingeschnittenen, länglichen Antlitz die Erscheinung einer alten „Legitimistin“ und sonach den grellsten Gegensatz zu der behäbigen und sich gehen lassenden Fabrikantenwittwe. Dennoch schienen die alten Damen ein Herz und eine Seele und waren es bestimmt in dem einen Punkt: in der hingebenden Liebe für ihre Kinder. Jedoch auch noch eine andere Ähnlichkeit sollte sich zwischen diesen grundverschiedenen Wesen offenbaren, eine gemeinsame Eigenheit, welche in ihrer ge-

heimlichvollen, von einem dunkeln Nebel umgebenen Aeußerung verdüsternde Wolken über den ehelichen Glückshimmel des jungen Paares heraufbeschwören sollte.

Im Anfange, bei den ersten Abendbesuchen, machte dieses geheimnißvolle Etwas sich noch nicht bemerklich; die beiden Damen blieben nie lange und wenn Alfreds Mama trotz des Zuredens ihrer Schwiegertochter sich bald verabschiedete, erschien auf den Lippen des jungen Mannes ein flüchtiges, aber verlegenes Lächeln; ganz dieselbe Erscheinung hätte Alfred bei Emma bemerken können, wenn ihre Mutter seiner Einladung zum Abendessen durchaus nicht nachgeben wollte.

Später blieben die Damen länger, aber je mehr die Besuche sich ausdehnten, desto gezwungener erschien das Beisammensein, desto stockender wurde die Unterhaltung und zuweilen blinnte Alfreds Mama mit einem leisen Seufzer nach ihrem Sohn, während Emmas Mutter die theilnehmenden Blicke ihrer Tochter durch ein langgebehtes: „O, du mein Himmel!“ auf sich lenkte. Das hatte endlich zur Folge, daß die Tochter von der einen und der Sohn von der andern Seite sich mit theilnehmender Sorge um das Befinden der betreffenden Schwiegermutter zu erkundigen begannen, während gleichzeitig eine gewisse Unruhe über das Ergehen der eigenen Mutter sich deutlich zu erkennen gab. Aber merkwürdigerweise sprachen die jungen Leute unter sich niemals über diese beunruhigenden Erscheinungen.

Eines Abends trat ein neuer, noch geheimnißvollerer Umstand ein. Erst erhob Alfreds Mama sich und huschte, während die andern lebhafter plauderten, in ein anstoßendes dunkles Zimmer.

Da sie längere Zeit nicht zurückkehrte, fürchtete Emma, der Schwiegermama könne unwohl geworden sein. Als sie in das Zimmer trat, sah sie bei dem eindringenden Licht die alte Dame rasch einen Gegenstand verstecken; Emmas theilnehmende Fragen aber beantwortete sie mit erzwungenen Scherzen.

Kurze Zeit darauf stand Emmas Mutter auf und huschte in das zweite an den Salon anstoßende Zimmer. Diesmal machte sich Alfred auf die Suche nach der verschollenen Schwiegermutter und bemerkte da zu seinem Ersauern, daß die alte Dame ganz erschreckt etwas vor ihm versteckte. Mit unwölkter Stirn kehrte Alfred in den Salon zurück und verhielt sich merkwürdig schweigsam an diesem Abend, während Emmas Brust von Zeit zu Zeit ein leiser Seufzer hob.

Am nächsten Abend waren die beiden Eheleute allein und seltsamerweise lenkte das Thema ihres Gesprächs sich auf die Zeit vor ihrer Verheirathung.

Das war noch nicht vorgekommen!

„Du hattest wohl viele Verehrer, ehe Du mich kennen lerntest?“ fragte Alfred mit einer gewissen Geiztheit.

„O, unzählige!“ versetzte Emma schnippisch. „Viel leicht noch mehr als Du Verehrerinnen.“

Er warf ihr einen regelrechten Othelloblick zu.

„Und wußte Deine Mutter darum?“ fragte er dumpf.

„Gewiß!“

„Und sie ließ das zu?“

Emma warf ärgerlich ihre Handarbeit auf den Tisch.

„Duldet sie nicht auch Deine Werbung?“

„Ja, meine! Das ist etwas anderes!“ rief er mit mit der Logik der Eifersucht.

„Und Du,“ rief Emma flammend, „Du quälst mich jetzt mit diesen Dingen, weiß der Himmel, wie viele Verhältnisse Du schon hattest, ehe Du Dich um mich bewarbst!“

„O, unzählige!“ gab er beißend zurück.

„Und wußte Deine Mama da rum?“ fragte sie spöttisch.

„Gewiß!“

„Ich glaube es!“ rief sie bitter. „Wer weiß, welche Geheimnisse sie bewahrt.“

„O, was das anbelangt, kann ich dasselbe bei Deiner Mutter vermuthen — man hat so seine Gedanken —“

„Ja, man macht sich seine Gedanken — o, ich unglückliche Frau!“ Und sie brach in Thränen aus.

Das war auch noch nicht vorgekommen.

Und Alfred, der Barbar ließ sie weinen, ohne den Versuch zu machen, sie zu versöhnen — was zur Folge hatte, daß Emmas Thränen bald verstiegen.

Am nächsten Besuchabend lagerte eine schwüle Stimmung über der kleinen Gesellschaft. Alfreds Blicke überwachten jede Bewegung seiner Schwiegermutter, während Emma Alfreds Mama nicht aus den Augen ließ. Endlich trat der Augenblick ein, auf welchen beide mit Spannung warteten.

Alfreds Mama stand auf und schlich nach dem Zimmer links. Im Augenblick war Emma aufgesprungen und ihr nachgeflüzt. Diesen Ausbruch benutzte Emmas Mutter, um nach dem Zimmer rechts zu huschen — aber da war schon Alfred aufgesprungen und rief seiner Schwiegermutter ein donnerndes „Halt!“ entgegen.

„Aber liebe Emma!“ verwahrte sich die Geheimrätthin an der Schwelle des Zimmers links, als die junge Frau ihr einen verhüllten Gegenstand aus der Hand winden wollte.

„O, du mein Himmel, Alfred!“ klagte die Fabrikantenwittwe rechts, als ihr Schwiegersohn mit einem Tigerblick ihren Arm erfaßte, als sie eben einen verhüllten Gegenstand aus der Tasche zog.

„Betrug! Bärtliche Episteln! Schändlich!“ donnerte Alfred wüthend.

„Verrath! Liebesbriefe! Gräßlich!“ zeterete Emma.

In diesem Augenblick brachen beide Schwiegermütter wie auf ein gegebenes Zeichen in ein schallendes Gelächter aus, wobei selbst die Geheimrätthin ihre sonstige Zurückhaltung verlor. Verdußt saßen die Eheleute sich an, die beiden alten Damen aber reckten sich, noch immer lachend, die Hände.

„Also auch Sie, liebe Baronin.“

„Ja, wenn ich gewußt hätte, daß auch Sie, liebe Freundin —“

Inzwischen hatte jede den geheimnißvollen Gegenstand enthüllt — die Fabrikantin eine große, runde, schwarze Schnupstabakdose und die Geheimrätthin eine kleine diamantenebesetzte Tabatière.

„Eine Priße gefällig?“ erklang es gegenseitig.

„O Mutter, Dein abscheuliches Vaster!“ rief Emma lachend und weinend.

„O Mama, Deine Schwäche!“ flüsterte Alfred beschämt. „Also das war es?“

Die Gatten sanken sich in die Arme und die Schwiegermütter, deren Geheimniß auf so gewaltsame Weise enthüllt worden war, citirten lächelnd zwischen zwei Prißen:

„Eifersucht ist eine Leidenschaft!“



Von anderem Geschlecht.

Humoreske von Robert Plöhn.

(Nachdruck verboten.)

„Ich möchte nur wissen, wo sich die Hochschule des Rufus befindet. Sofort lasse ich mich als außerordentlicher Hörer inskribiren, denn hier kennt sich nur der Rufus aus. Dem Einen sind meine Weiber nicht recht, dem Anderen meine Herren. Dem sind meine Geschichten zu stark, jenem zu schwach, dem zu lang und jenem zu kurz.“

Vergebens bemühte sich eine andere Stimme aus weiblichem Munde, den Grollenden zu besänftigen. Derselbe donnerte weiter darauf los. „Ist es erhört, daß ein Kerl wie ich, auf dessen Willen eine Schaar von Menschen blanke Millionen aus dem Fenster wirft und lachenden Fußes über züngelnde Flammen und zischende Schlangen hinwegspazirt, ist es erhört, daß ein solcher Kerl nicht im Stande ist, eine so verfluchte — pardon! eine so famose Geschichte an den Mann zu bringen.“

Emil Willberg, so hieß der Unglückliche, der in bitteren Worten sein Schicksal verfluchte und die Hartbarkeit jener gemeinschäblichsten Klasse der Menschheit anklagte, deren Beruf es ist, dem größeren Theile der Nation Langeweile, dem beschränkten anderen — Born und Enttäuschung zu bereiten.

„Ach ja, die Herren Redacteurs sind so wählerisch“, pflichtete Emilie, die Schwester des Wüthenden, ihm bei. „Wählerisch? Nein, launisch, partiell, egoistisch sind sie. Heute gefällt ihnen, was sie morgen verdammen.“

„Solche Vorwürfe hast Du auch mir im Besonderen und uns Frauen im Allgemeinen schon oft gemacht,“ ließ sich Emilie vernehmen.

„Euch Frauen!“ Fast schien es, als ob der Bornige durch das bloße Wort neue Anregung zu einer Brandrede gefunden hätte. „Ja, Ihr Frauen, Ihr versteht es meisterhaft, uns Männer in Allem und Jedem zu quälen und zu beherrschen. Darum seid Ihr auch im Stande, Euch selbst die herzverhärteten und hiernerweichtesten Redacteurs dienstbar zu machen. Für die schlechtesten Kinder Eurer Laune findet Ihr einen gefügigen Pfleger. Darum herrscht jetzt auch die Pantoffel- und Blauschmutterliteratur. Wir Männer aber! O, wenn . . .“ Die Worte des Bornigen verloren sich in ein Murmeln. — „Doch halt, wie wärs,

„hat unmöglich ist nicht.“ Der Bolterer sprang plötzlich vom Stuhle auf. „Hörst Du, Emilie,“ wandte er sich an die Schwester. „Du mußt dem Redakteur der „Unterhaltenden Blätter“ eine Erzählung einsenden.“

„Was meinst Du? Ich eine Erzählung? Ich habe ja gar kein schriftstellerisches Talent.“

„Ach was, als ob Talent es wäre, was man zum Vorwärtkommen braucht, nur ein junges schönes Mädchen zu sein, das ist schon Glück.“

„Wie glücklich bin ich, einen solch galanten Bruder zu besitzen“, spottete das Mädchen.

„Ja, ja, es ist mein völliger Ernst“, nahm Emil wieder das Wort: „Ich werde unter Deinem Namen eine Erzählung einsenden.“

„Wenn Du glaubst, daß es Dir Glück bringt, überlasse ich ihn Dir gern,“ erklärte sich Emilie bereit, „hoffentlich macht es Dir einen Namen.“

„So will ich mich sofort daran machen, an die Redaktion der „Unterhaltenden Blätter“ zu schreiben.“ Und um sich tiefer in weiblich zartes Geistes- und Seelenleben zu versenken, that er einen lästigen Zug aus dem nebenstehenden Krüge Bier, tauchte nicht weniger tief die Feder in ein anderes Naß und ließ bald einen guten Zug Dieress einem guten Federzuge folgen:

„Geehrter Herr Redakteur!“ schrieb er. „Die bekannte Schärfe Ihres Geistes wird Sie, ohne daß Sie nach dem Autornamen zu sehen brauchen, gewiß belehren, daß beliegende Arbeit ihren Fehlern nach nur weiblicher Hand entstammen kann. Ja, es ist wahr, ich bin eine vom anderen Geschlecht, d. h. ich habe mich in der Wahl des Geschlechts vergriffen. Und so habe ich es darauf angelegt, ob ich die Anlagen besitze oder nicht, diesen Irrthum der Natur die ganze Menschheit entgelten zu lassen. Darum bin ich unter die Schriftsteller gegangen und überlasse Ihnen meine Arbeit zur beliebigen Verwendung.“

„Der Brief wird hoffentlich seine Wirkung thun“, tröstete Emilie.

„Na, wollen wir hoffen“, schloß der Bruder das Gespräch ab; „wenigstens ist es ein guter Spaß.“

„Wieder eine Leiche zur ewigen Ruhe befördert?“ In theilnahmvollem Tone tönte diese Frage von den Lippen eines ernsten Mannes in schwarzer Gewandung.

„Zur ewigen Ruhe?“ Klang es aufseufzend zurück. „Nein, diese unseligen Geschöpfe haben keine Ruhe und lassen auch dem keine, dem sie unter die Hände kommen, sondern wandeln als geistlose Gespenster umher. Heute habe ich das vierte begraben und noch liegen vor mir zahllose dickleibige Opfer.“

„O Du arme geistige Todtengräberei!“

„Spotte nur zu, Bruder, Du freilich als Professor hast es in Deinem Berufe leichter, aber so ein armer Redakteur wie ich.“

„Redaktrice“, verbesserte der Bruder.

„Rein, Redakteur!“ Mit starker Betonung kam das Wort von der Sprecherin Lippen.

„Warum Du, die doch sonst so wenig die Emanzipirte spielt, so sehr auf dieses männliche Attribut festhält, verstehe ich nicht ganz.“

„Du weißt doch, ich habe mir mit meinem männlichen nom de guerre einen Namen verschafft, und der Wunsch des Herausgebers unseres Blattes war es, daß ich denselben weiterführe;“ auch imponirt leider Gottes

ein männlicher Redakteur noch immer mehr als ein weiblicher.“

„Deshalb sollst Du auch bloß die Initialen Deines Vornamens vor Deinen Zunamen setzen; ob J. Wallhelm Ida oder Julius bedeute, erräth das Publikum nicht, und ich armer muß an Deiner Statt die Redaktion der „Unterhaltenden Blätter“ repräsentiren und all' diejenigen empfangen, welche Dich persönlich sprechen wollen, wie oft auch in Deinem Blatte steht: „Auskünfte werden nur schriftlich ertheilt.“

„Wobei Du mitunter zu dem Vergnügen kommst, daß Blauschärpe aller Jahre und Haare Dir ihr Herz ausschütten,“ entgegnete die Schwester und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit, die Prüfung der eingesandten Manuskripte.

„Nun wenigstens eine annehmbare Einsendung!“ rief Ida aus. „Wer wohl der Autor sein mag?“ und sie langte nach dem Begleitschreiben. „Emilie Willberg“ las sie. „Wieder eine Frau“, rief sie ein wenig überrascht aus, „gleichviel, ein entschiedenes Talent, auch der Brief ist flott. Wahrhaftig das wäre eine geeignete Mitarbeiterin für unser Blatt,“ schloß sie den Monolog.

„Nun, was habe ich gesagt?“ rebete Emil Willberg seine Schwester an, ihr den freundlichen Brief der Redaktion der „Unterhaltenden Blätter“ zeigend. „Der weibliche Name hat Wunder gewirkt. Von nun an unterzeichne ich immer so. Um Ruhm und Bekanntheit ist mir's ja so nicht zu thun.“

So war Emilie Willberg in Valsbe eine Pionierin der Zeitungsliteratur und eine Hauptmitarbeiterin der „Unterhaltenden Blätter“ geworden, mit deren Redakteur sie in stetem Briefwechsel, der nicht bloß litterarisch-geschäftlich gehalten war, sondern auch Geist und Witz vereinte und auch hier und da auf persönliche Meinungen und Neigungen anspielte, stand. Dabei suchte jeder der Korrespondenten dem Geschlecht seiner Unterschrift getreu zu sein, Ida war voll Galanterie und Männlichkeit, Emil voll Naivetät und Koketterie. Nur die jeweiligen Geschwister waren es, die die Komik dieses Rollenspiels genossen.

So hatte Emilie Willberg wieder eine Erzählung beendet, die sie für die beste ihrer Arbeiten hielt und die sie den „Unterhaltenden Blättern“ zusandte.

Wie erstaunt war Emilie, als er — pardon — als sie darauf folgende Antwort erhielt:

„Verehrte Kollegin! Einer der sonderbarsten Zufälle macht es mir äußerst schwer, diesmal eine Arbeit von Ihnen nicht sofort acceptiren zu können, so sehr sie mir auch gefällt, denn wie Sie aus der Beilage ersehen, habe ich gleichzeitig mit Ihnen denselben Stoff behandelt. Vielleicht ist der Zufall nicht so sonderbar als er unangenehm ist, denn ich schmeichle mir, eine ähnliche Veranlagung wie Sie zu besitzen. So nur konnte es kommen, daß wir Beide, ohne von einander zu wissen, doch auf dieselbe Idee verfielen. Ich gestehe meine Unbescheidenheit; wäre ich ein unparteiischer Dritter, so fielen es mir schwer, zu sagen, welche Bearbeitung mir besser gefiele, d. h. gewisse Scenen Ihrer Arbeit sind unstreitig besser, als die meinen, hingegen, schmeichle ich mir, tritt vielleicht wieder an meiner Bearbeitung der Effect deutlicher zu Tage. Lassen Sie mich Ihnen deshalb einen Vorschlag thun, der unser Beider Ansprüchen gerecht werden soll. Was halten Sie davon, unsere beiden Arbeiten zu einer zu verschmelzen und sie mit unserem gemeinschaftlichen Namen zu versehen? — Da das schriftlich nicht so leicht ausgemacht werden kann,

erlauben Sie mir, eine zweite Bitte an Sie zu stellen, die ich schon lange gehegt: Ihren werthen Besuch zu erbiten. Es würde mir eine große Freude sein, Sie, verehrte Kollegin, persönlich kennen zu lernen."

"Was hältst Du davon?" wandte sich Emil an seinen Namensgeber, die Schwester.

"Der Brief ist ebenso taktlos als geistvoll, daß es schwer ist, der Einladung nicht Folge zu leisten," gab diese zur Antwort.

"Jawohl, aber mein Geheimniß gebe ich auf keinen Fall auf", wandte Emil ein. "Doch halt, da fällt mir was ein. Ich bin nämlich ein furchtbares, schüchternes Geschöpf."

"Was, wie?" lachte Emilie.

"Nun ja, ich als Mädchen," sagte der junge Mann ironisch, "und ich gehe nie ohne Begleiter aus; folglich müßte ich meinen Bruder mitnehmen. Gehen wir also zusammen, Du kannst für eine Weile mich darstellen und ich Deinen Beschützer; zu thun hast Du nichts als ja zu sagen, im Nothfalle bleibe ich da, um einzustüßern, und wenn's nicht anders geht, offenbare ich dem Redakteur mein wahres Geschlecht."

"Das kann für ein Lustspiel passen, aber in Wirklichkeit ist die Sache doch sehr schwer," sprach Emilie nachdenklich und zögernd.

"Dann freilich muß ich absagen."

"Nein, das darfst Du nicht, Du bist's Deiner Karriere schuldig. Wenn's nicht anders geht, und es muß gehen, so will ich's versuchen", gab Emilie endlich nach.

"Du bist ein braver Kerl! Schade nur, daß Du meine Schwester bist."

"Wieso?"

"Meine Frau solltest Du sein," gab Emil zur Erklärung, "bevor ich keine gefunden, die so ist wie Du, heirathe ich ganz gewiß nicht."

"Das ist ganz gut", wandte sich Ida Wallheim an Bruder Julius, da sie den Brief ihrer Mitarbeiterin las. "Emilie Willberg will ihren Bruder mitnehmen, so können wir zu Vieren gemüthlich plaudern, und Du kannst mir die Verlegenheit ersparen, mich ihr selbst als Geschlechtsgenossin zu erklären. Spiele daher nur Deine Repräsentationsrolle als Redakteur weiter."

"Ich bin wirklich ebenfalls neugierig, Deine so belobte Autorin kennen zu lernen," erwiderte Julius. "Deinen Schilderungen nach ist sie so geistvoll wie Du, ist sie auch so hübsch wie Du, je nun, dann könnte sie mir sehr gefallen."

"Wie artig und galant, Herr Redakteur", drohte die Schwester dem Bruder. (Schluß folgt.)

Allelei Humoristisches.

Die ungekürzten Musildramen.

Im Orenthause zeigen sich
Die Nibelungen ohne "Strich".
So hot der Kölner Gärzgenich
Hier sein Pendant in Kürzenich.

Absolut untauglich.

Rechtschaffenheit: Was mag bloß aus dem Jockey geworden sein, den ich im vorigen Jahre fortgejagt habe, weil er mir alle Reuten verlor?

Hauptmann: Das kann ich Ihnen zufällig sagen: er dient seit ein paar Wochen als Reut in meiner Compagnie.

Rechtschaffenheit: Na, taugt er denn da was?

Hauptmann: O nein, der Kerl kann keinen "langsamen Schritt" machen.

Rechtschaffenheit: Merkwürdig — bei mir konnte er keinen schnellen Schritt machen!

Spanisch.

Bumke: Dei 'n General, der von seinen Posten abberufen wird, sich so lange weigert, zu gehen, wie General Weyler, der kommt uns doch spanisch vor, wat?

Stumke: Gott, der Mann is eben kein Eiler, sondern een Weyler.

Guter Ton.

"Nun, Herr Professor, was macht de Sarah für Fortschritte?"

"Im Französischen und Englischen bin ich zufrieden, Frau Baronin — nur im Deutschen geht es noch schwer!"

"Aber, Herr Professor, wie ist denn das möglich? Berleht se doch immer nur mit faine Vait!"

"Ja, eben deswegen!"

Unsere Kinder.

Herr (zur kleinen Elsa, die mit ihrer Gouvernante spazieren geht): "Sag' mal, liebes Kind, wie heißt Du denn?"

Elsa: "O, ich kenne das — Sie meinen ja das Fräulein!"

Der rechte Proß.

Arzt: "Sie werden zu stark, Sie müssen sich mehr Bewegung machen!"

Emporkömmling: "Herr Doktor kann ich mir Bewegung nicht machen lassen?"

Boshast.

Gast: "Der Wein schmeckt nicht!"

Wirth: "Das kann nicht sein. Glauben Sie mir, daß ich fast bei jedem Liter zusehe?"

Gast: "O gewiß, Wasser!"

Im Wirthshause.

Gast (zum Kellner, nachdem er ein sehr hartes Huhn bekam): "Sagen Sie mal, ist vielleicht aus Versehen — 'n Wetterhahn gebraten worden?"

Bestreut.

Herr: "Sehen Sie, Herr Professor, hier hat auch vor Jahren infolge eines Erdbebens der Fluß sein Bett verlassen!"

Professor: "So, so, und wo schläft er denn jetzt?"

Viel verlangt.

Beim Hutmacher: "Geben S mir an Hut — aber an, mit dem i net gar z dumm ausschau!"

Gedankensplitter.

Was ist meist die moderne Kunst? Originelle Geschmacklosigkeit. Die Glückspilze gedeihen am besten im Sumpfe des Lebens.

Der Kuß der Muse.

Frau Sievers: Ach, Frau Helmers, was macht Ihr Herr Sohn doch für reizende Gedichte! Woher er das nur immer haben mag!

Frau Helmers: "Ja, sehen Sie, Frau Sievers, der Junge ist mal die ganze Treppe von dreißig Stufen heruntergefallen und ist unten mit'm Kopf auf'n scharfen Kantstein aufgeschlagen — ich glaube alleweil, daß es daher hat."

Abkühlung.

Schuldner: "Ich möchte gern diese kleine Rechnung bezahlen."

Gläubiger (erfreut): "Ah — schön, sehr schön, mein Lieber!"

Schuldner: "Aber ich kann nicht."